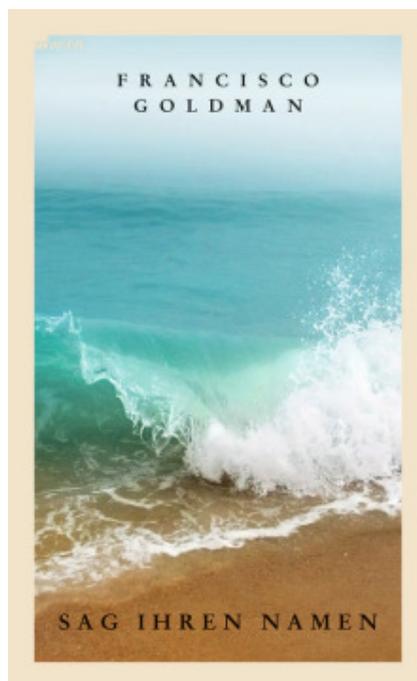


Leseprobe aus:

**Francisco Goldman**

# **Sag ihren Namen**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## I

Aura starb am 25. Juli 2007. Zum ersten Jahrestag ihres Todes war ich nach Mexiko geflogen; ich wollte dort sein, wo es geschehen war, an jenem Strand der Pazifikküste. Nun kehrte ich zum zweiten Mal in einem Jahr ohne sie nach Brooklyn zurück.

Am 24. April, drei Monate vor ihrem Tod, war Aura dreißig geworden. Sechszwanzig Tage später wären wir zwei Jahre verheiratet gewesen.

Auras Mutter und ihr Onkel machten mich für ihren Tod verantwortlich. Nicht, dass ich mich nicht schuldig fühlte. An Juanitas Stelle hätte ich mich auch ins Gefängnis bringen wollen. Allerdings aus anderen Gründen als sie und ihr Bruder.

Wenn du mir etwas zu sagen hast, dann kannst du es ab jetzt schriftlich tun – das teilte mir Leopoldo, Auras Onkel, am Telefon mit, als er mir eröffnete, er vertrete Auras Mutter vor Gericht gegen mich. Seitdem haben wir nicht wieder miteinander gesprochen.

Aura

Aura und ich

Aura und ihre Mutter

Ihre Mutter und ich

Ein Hass-Liebe-Dreieck oder was weiß ich

Kann das sein, *mi amor*?

*Où sont les axolotls?*

Jedes Mal, wenn Aura sich von ihrer Mutter verabschiedete – am Flughafen von Mexico City, wenn sie abends die Wohnung ihrer Mutter verließ, oder auch nur nach einem gemeinsamen Essen im Restaurant –, hob Juanita die Hand, machte das Zeichen des Kreuzes und flüsterte ein kurzes Gebet an die Jungfrau von Guadalupe, damit sie ihre Tochter beschütze.

Der Axolotl gehört zu einer Spezies von Schwanzlurchen, die nicht über den Zustand einer Larve hinauskommen, so etwas Ähnliches wie eine Kaulquappe, aus der niemals ein Frosch wird. In den Seen um die alte Stadt Mexiko gab es reichlich davon; sie waren eine Lieblingspeise der Azteken. Bis vor kurzem hieß es, in den brackigen Kanälen von Xochimilco gäbe es noch Axolotls; doch in Wahrheit sind sie praktisch auch dort ausgestorben. Nur in Aquarien, Laboratorien und Zoologischen Gärten überleben sie.

Aura liebte Julio Cortázers Kurzgeschichte über einen Mann, der von den Axolotls im Pariser *Jardin des Plantes* derart fasziniert ist, dass er sich selbst in einen verwandelt. Jeden Tag, manchmal bis zu dreimal, sucht der namenlose Mann in der Geschichte den *Jardin des Plantes* auf, um die seltsamen Wesen in ihrem beengten Aquarium zu beobachten, die durchscheinenden milchigen Körper, die zierlichen Eidechsenchwänze, die rosafarbenen dreieckigen Aztekengesichter, die winzigen Füße mit fast menschlichen Zehen, die merkwürdigen rötlichen Ästchen, die aus ihren Kiemen sprießen, den goldenen Glanz ihrer Augen, die Art, wie sie sich kaum bewegen, nur gelegentlich mit den Kiemen zucken oder plötzlich mit einer einzigen Wellenbewegung ihres Körpers davonschwimmen. Sie sind so fremdartig, dass er zu der Überzeugung gelangt, es seien nicht nur Tiere, sondern sie seien auch auf mysteriöse Weise mit ihm verbunden. Sie sind zwar stumme Gefangene ihrer Körper, doch irgendwie scheinen ihre pulsierenden goldenen Augen ihn zu bitten, sie

zu befreien. Eines Tages beobachtet der Mann wie üblich die Axolotls, das Gesicht ganz dicht am Aquarium, doch mitten im Satz befindet sich das «Ich» plötzlich im Innern des Aquariums und starrt durch das Glas den Mann an. Mit einem Mal ist er verwandelt. Die Geschichte endet mit der Hoffnung des Axolotls, es habe dem Mann seine stille Einsamkeit vermitteln können und der Mann besuche das Aquarium nur deshalb nicht mehr, weil er irgendwo eine Geschichte darüber schreibt, wie es ist, ein Axolotl zu sein.

Als Aura und ich zusammen Paris besuchten, etwa fünf Monate nachdem sie zu mir gezogen war, wollte sie als Erstes zum *Jardin des Plantes*, um die Axolotls zu sehen. Sie war schon früher in Paris gewesen, hatte aber erst vor kurzem Cortázars Geschichte entdeckt. Man hätte meinen können, wir seien nur nach Paris gekommen, um uns die Axolotls anzuschauen, dabei hatte Aura in Wirklichkeit ein Vorstellungsgespräch an der Sorbonne, denn sie überlegte, von der Columbia University an die Sorbonne zu wechseln. Am ersten Nachmittag fuhren wir zum *Jardin des Plantes* und kauften Eintrittskarten für den kleinen Zoo aus dem neunzehnten Jahrhundert. Vor dem Eingang zum Amphibium oder Vivarium gab es eine Tafel mit Informationen über Amphibien und gefährdete Arten in französischer Sprache. Darauf war das Profil eines Axolotls mit roten Kiemen, dem lustigen Gesicht eines Außerirdischen, weißen Affenarmen und Händen zu sehen. Im Innern waren die Wassertanks reihum aufgestellt, kleine, beleuchtete, in die Wand gesetzte Rechtecke, die alle leicht unterschiedliche Feuchtgebiete enthielten: Moos, Farne, Felsen, Baumäste, Tümpel. Wir gingen von Tank zu Tank und lasen die Schildchen: mehrere Spezies von Lurchen, Molchen, Fröschen, aber keine Axolotls. Wir drehten noch eine Runde, vielleicht hatten wir sie ja irgend-

wie übersehen. Schließlich fragte Aura einen der Wärter, einen uniformierten Mann mittleren Alters, nach den Axolotls. Er wusste nichts von Axolotls, doch Auras Gesichtsausdruck machte ihn nachdenklich, und schließlich bat er sie, einen Augenblick zu warten. Er verließ den Raum und kehrte kurz darauf mit einer Frau in einem blauen Laborkittel zurück, die um einiges jünger war als er. Aura und sie unterhielten sich leise auf Französisch, sodass ich nicht verstand, was sie sagten, doch das Gesicht der Frau war lebhaft und freundlich. Als wir hinausgingen, blieb Aura einen Moment mit verwirrtem Ausdruck stehen. Dann erzählte sie, dass sich die Frau an die Axolotls erinnern konnte, sie sogar vermisste. Man hatte sie vor einigen Jahren von hier abgeholt und in irgendwelche Universitätslaboratorien gebracht. Aura trug ihren dunkelgrauen Wollmantel und um den Hals einen hellen Wollschal, Strähnen ihres glatten schwarzen Haars fielen über die weichen runden Wangen, die erhitzt schienen, als brannten sie vor Kälte, dabei war es gar nicht besonders kalt. Sie hatte Tränen in den Augen, und ein paar davon liefen ihr warm und salzig über die Wangen.

Ich erinnere mich, dass ich dachte: Wie kann man deshalb weinen? Dann küsste ich Auras Tränen und atmete ihre salzige Wärme ein. Was immer es war, das die abwesenden Axolotls in ihr berührt hatten, schien Teil des Geheimnisses zu sein, von dem der Axolotl am Ende von Cortázars Geschichte hofft, der Mann könne es lüften, indem er eine Geschichte schreibt.

*Où sont les axolotls?*, schrieb sie in ihr Notizbuch. Wo sind sie?

Etwa sechs Wochen nachdem sie mit mehreren Stipendien, darunter einem Fulbright und einem anderen von der mexikanischen Regierung, aus Mexico City in New York eingetroffen war, um an der Columbia University ihr Doktorandenstudium in spanischer Literatur aufzunehmen, zog sie zu mir nach Brooklyn. Wir lebten fast vier Jahre zusammen. An der Columbia University hatte sie sich eine Studentenwohnung mit einer koreanischen Studentin geteilt, einer hochspezialisierten Botanikerin. Ich war nur zwei- oder dreimal in der Wohnung, bevor sie zu mir zog. Es war ein schlauchartiges Apartment mit einem schmalen Korridor, zwei Schlafzimmern und vorne einem Wohnzimmer. Eine Studentenbude voller Studentenmöbel: ihr Ikearegal, ein Set dunkler Töpfe und Pfannen aus Teflon, Küchengeräte, ein roter Sitzsack, eine Stereoanlage und ein kleiner Werkzeugkasten – ebenfalls von Ikea –, der noch in seiner durchsichtigen Plastikverpackung steckte. Eine Matratze auf dem Boden und ein Haufen Kleider darauf. Die Wohnung weckte Sehnsüchte in mir – nach meiner Studentenzeit, nach meiner Jugend. Am liebsten hätte ich sofort in all dem Durcheinander auf ihrem Bett mit ihr geschlafen, doch sie hatte Angst, dass ihre Mitbewohnerin hereinkommen könnte, deshalb ließen wir es sein.

Als ich sie aus dieser Wohnung entführte, blieb ihre Mitbewohnerin, mit der sich Aura gut verstand, allein zurück. Etwa einen Monat später, als sie sicher war, dass sie bei mir bleiben würde, fand Aura eine Nachmieterin, eine russische

Studentin, von der sie meinte, sie könne der Koreanerin gefallen.

Oben an der Amsterdam Avenue, Ecke 119<sup>th</sup> Street, hatte Aura direkt neben dem Campus gewohnt. Von Brooklyn aus musste sie jetzt mindestens eine Stunde mit der U-Bahn fahren, um zur Uni zu kommen, und eine zurück, meistens während der Rushhour, und das fast täglich. Sie konnte die F-Linie bis zur Fourteenth Street nehmen, durch ein Labyrinth aus Treppen und endlosen unterirdischen Gängen, das im Winter trostlos und eiskalt ist, bis zu den Expresszügen zwei und drei laufen und an der 96<sup>th</sup> Street in den Regionalbus umsteigen. Alternativ konnte sie fünfundzwanzig Minuten von unserer Wohnung bis Borough Hall zu Fuß gehen und dort die Linie zwei oder drei nehmen. Irgendwann kam sie zu dem Schluss, dass ihr die zweite Möglichkeit lieber war, und so machte sie es fast jeden Tag. Im Winter konnte es entsetzlich kalt werden, vor allem in den dünnen Wollmänteln, die sie trug. Schließlich überzeugte ich sie davon, sich einen Kapuzenmantel von North Face schenken zu lassen, der sie vom Kopf bis zu den Knien in blaues, mit Gänsedaunen gefülltes Nylon hüllte. «*No, mi amor*, er macht dich nicht dick, vor allem nicht jemanden wie dich. In solchen Mänteln sieht jeder wie ein wandelnder Schlafsack aus. Außerdem, wen kümmert es? Ist es nicht besser, man hat es warm und fühlt sich wohl?» Wenn sie die Jacke mit aufgesetzter Kapuze trug, den Kragen unter dem Kinn geschlossen, sah sie mit ihren funkelnden schwarzen Augen wie eine kleine Irokesensquaw aus, die in ihrem eigenen Tragesack spazieren ging. Von nun an ging sie kaum noch ohne den Mantel in die Kälte hinaus.

Eine weitere Schwierigkeit dieser langen Pendelfahrt bestand darin, dass sie sich regelmäßig verirrte. Sie stieg nicht rechtzeitig aus oder nahm den Zug in die falsche Richtung,

und da sie so sehr in einem Buch, ihren Gedanken oder ihrem iPod versunken war, merkte sie es erst, wenn sie sich schon tief in Brooklyn befand. Dann rief sie mich von einer Telefonzelle von irgendeiner Haltestelle aus, von der ich noch nie etwas gehört hatte, an «*Hola, mi amor*, ich stehe an der Beverly Road Station, bin wieder einmal in die falsche Richtung» – mit entschlossen sachlicher Stimme, als wäre es nichts Besonderes, wie jede andere mit Terminen überfrachtete New Yorkerin, die versucht, mit den Widrigkeiten des Stadtlebens zurechtzukommen, wenn sie auch leicht angeschlagen klang. Sie mochte es nicht, dass man sie aufzog, wenn sie in die falsche Richtung gefahren war oder sich gelegentlich sogar in unserer Nachbarschaft verlaufen hatte, trotzdem konnte ich der Versuchung manchmal nicht widerstehen.

Vom ersten Tag in unserer Wohnung in Brooklyn bis fast zum letzten brachte ich sie jeden Morgen zu Fuß zur Haltestelle der U-Bahn – außer wenn sie mit dem Rad bis Borough Hall fuhr und es dort irgendwo ankettete, eine Routine, die nicht lange währte, weil die obdachlosen Säufer und Junkies von Brooklyn immer wieder ihren Sattel klauten; wenn es regnete oder sie so spät dran war, dass sie ein Taxi bis Borough Hall nahm; wenn sie wie ein wütender kleiner Tornado durch die Tür stürmte, weil es spät wurde und ich noch auf dem Klo saß und rief, sie solle warten; oder bei den zwei oder drei Malen, an denen sie aus irgendwelchen Gründen so wütend auf mich war, dass sie mich ums Verrecken nicht dabeihaben wollte.

Normalerweise brachte ich sie zur Haltestelle in der Bergen Street oder in Borough Hall, doch irgendwann einigten wir uns, dass ich sie nur bis zu dem französischen Feinkostladen am Verandah Place begleitete, wenn sie zur Borough-Hall-Haltestelle wollte. Ich hatte zu arbeiten und konnte es mir

nicht leisten, hin und zurück fast eine Stunde zu verlieren. Sie versuchte immer, mich zu überreden, noch weiter mitzukommen, bis Atlantic Avenue oder Borough Hall und manchmal sogar bis zur Columbia University. Dann verbrachte ich den Tag in der Butler Library – einige Semester zuvor hatte ich an der Columbia University einen Schreib-Workshop geleitet und meinen Ausweis behalten. Ich las oder versuchte, etwas zu schreiben, checkte an einem der Computer meine Mails, sah mir die Onlineausgaben der Zeitungen an und begann wie immer mit der Sportseite des *Boston Globe* (ich bin in Boston aufgewachsen). Meistens aßen wir bei Ollie's zu Mittag, danach warfen wir bei Kim's Geld für DVDs und CDs aus dem Fenster oder gingen zu Labyrinth Books und kamen mit schweren Taschen voller Bücher heraus, für die keiner von uns je Zeit haben würde. An Tagen, an denen sie mich nicht morgens schon überredet hatte, bis zur Columbia mitzukommen, rief sie manchmal an und wollte, dass ich den ganzen Weg machte, nur um mit ihr zu Mittag zu essen, und gelegentlich gab ich nach.

«Ich habe doch nicht geheiratet, um allein zu Mittag zu essen, Francisco. Oder um überhaupt allein zu sein», erklärte sie.

Auf den morgendlichen Spaziergängen zur U-Bahn redete fast nur Aura: über ihre Seminare, die Professoren, andere Studenten, eine neue Idee für eine Kurzgeschichte oder einen Roman oder über ihre Mutter. Wenn sie besonders nervös war und auf ihre üblichen Ängste zu sprechen kam, versuchte ich, ihr Mut zu machen, alte Ratschläge zu wiederholen oder sie neu zu formulieren. Am meisten gefiel mir, wenn sie alle paar Schritte stehen blieb, mich auf den Mund küsste und wie ein kleiner Tiger hineinbiss, das gemimte stumme Lachen nach meinem «*Aua*» und ihre Art, sich zu beklagen: «*¡Ya no*

*me quieres, verdad?»*, wenn ich nicht genau in dem Augenblick, wenn sie es erwartete, ihre Hand hielt oder meinen Arm um sie gelegt hatte. Mir gefiel unser Ritual, bis auf die Male, wenn es mir auf die Nerven ging und ich mich fragte, wie soll ich ein neues Buch schreiben, verdammt, mit dieser Frau, die mich zwingt, sie jeden Morgen zur Haltestelle zu bringen, oder mich überredet, in die Uni zu kommen, nur um mit ihr zu Mittag zu essen?

Ich stelle mir immer noch regelmäßig vor, wie Aura auf dem Bürgersteig neben mir geht. Manchmal stelle ich mir vor, wie ich ihre Hand nehme, und dann halte ich den Arm etwas vom Körper ab. Niemand denkt sich heute etwas dabei, wenn Leute auf der Straße Selbstgespräche führen; man nimmt an, dass sie in irgendein Bluetooth-Gerät sprechen. Doch mit feuchten, geröteten Augen oder einem zu einer schluchzenden Grimasse verzogenen Gesicht wird man unweigerlich angestarrt. Ich frage mich, was die anderen zu sehen glauben und wie sie sich diese Tränen erklären. An der Oberfläche hat sich ein Fenster aufgetan, kurz und beunruhigend.

Im Herbst nach Auras Tod stand ich eines Tages in Brooklyn an der Ecke Smith und Union und sah eine alte Dame auf der gegenüberliegenden Straßenseite warten. Eine ganz gewöhnliche alte Dame aus der Nachbarschaft, gepflegtes graues Haar, leicht gebeugt, süße Hängebäckchen in dem blassen Gesicht. Es sah aus, als erfreute sie sich an der Sonne und dem Oktoberwetter, während sie geduldig auf Grün wartete. Der Gedanke war wie eine stumme Bombe: Aura wird nie wissen, wie es ist, alt zu sein, sie wird nie auf ein langes Leben zurückblicken können. Mehr bedurfte es nicht, nur dieses Gedankens an die Ungerechtigkeit des Lebens und die vollendete alte Dame, zu der Aura gewiss vorherbestimmt gewesen war.

Vorherbestimmt. War mir vorherbestimmt gewesen, in Auras Leben zu treten, als ich es tat, oder war ich in etwas eingedrungen, wo ich nicht hingehörte, und hatte dessen vorherbestimmten Pfad unterbrochen? War es Aura vorherbestimmt gewesen, jemand anderen zu heiraten, einen Studenten an der Columbia University, den Kerl, der in der Butler Library ein paar Sitze neben ihr saß, oder den schüchternen Jungen im Hungarian Pastry Shop, der ihr ständig verstohlene Blicke zuwarf? Wie kann man etwas, das gar nicht geschehen ist, als vorherbestimmt bezeichnen? Was war mit ihrem eigenen freien Willen, mit der Verantwortung für ihre Entscheidungen? Fiel der alten Dame mein Gesicht auf, als die Ampel auf Grün sprang und wir uns beim Überqueren der Smith Street begegneten? Ich weiß es nicht. Mein verschwommener Blick war auf den Asphalt gerichtet, ich wollte nur wieder in unsere Wohnung zurück. Dort war Aura gegenwärtiger als irgendwo anders.

Die Wohnung, in der ich damals bereits acht Jahre wohnte, lag in der Beletage eines vierstöckigen Sandsteinhauses. Als die Rizzitanos, eine italienische Familie, der das Haus gehörte, noch das ganze Gebäude bewohnten, war das große Zimmer ihr Salon gewesen. Jetzt benutzten wir es als Schlafzimmer. Die Decke war so hoch, dass ich auf eine anderthalb Meter hohe Leiter steigen musste, wenn ich eine Birne an der Hängelampe auswechseln wollte. Dann stand ich auf Zehenspitzen auf der wackligen obersten Sprosse und reckte mich, so weit ich konnte, schwankte aber jedes Mal hin und her und fuchtelte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu halten. Aura beobachtete mich von ihrem Schreibtisch in der Ecke aus und sagte: «Du siehst aus wie ein Amateurvogel.» Das Zimmer hatte eine Deckenleiste aus Gips, weiß gekalkt

wie die Wände, eine neoklassizistische Reihe sich wiederholender Rosetten auf einer breiteren Bordüre ineinander verschlungener Wedel. Zwei hohe Fenster mit tiefen Fensterbänken und Vorhängen gingen auf die Straße hinaus, und zwischen den Fenstern erhob sich vom Boden bis zur Decke, wie ein Kamin, das auffälligste Merkmal der Wohnung: ein riesiger Spiegel mit einem goldenen barocken Holzrahmen. Jetzt verdeckte Auras Hochzeitskleid einen Teil des Spiegels; es hing auf einem Kleiderbügel an einem Stück Küchenzwirn, das ich an zwei vergoldeten Schnörkeln befestigt hatte. Und auf der marmornen Ablage am Fuß des Spiegels befand sich nun ein Altar mit einigen von Auras persönlichen Dingen.

Als ich sechs Wochen nach ihrem Tod zum ersten Mal aus Mexiko zurückkam, holten mich Valentina, die mit Aura an der Columbia University studiert hatte, und ihre gemeinsame mexikanische Freundin Adele Ramírez, die gerade zu Besuch war, mit einem BMW Kombi vom Newark Airport ab. Ich hatte fünf Koffer dabei: zwei eigene und drei weitere mit Auras Sachen. Es waren nicht nur ihre Kleider. Da ich nichts, das ihr gehört hatte, wegwerfen oder weggeben wollte, brachte ich jetzt auch Bücher, Fotos, die Tagebücher ihres kurzen Lebens, Notizhefte und lose Blätter mit. Hätte mich an diesem Tag einer meiner Freunde vom Flughafen abgeholt und mich nach Hause gebracht, wäre sicher alles ganz anders gekommen. Wahrscheinlich hätten wir uns ungläubig umgesehen und gesagt, gehen wir erst einmal einen trinken. Stattdessen machten sich, kaum dass wir die Wohnung betreten hatten, Valentina und Adele daran, den Altar einzurichten. Sie liefen durch die Räume, als wüssten sie besser als ich, wo alles war, suchten aus, trugen Schätze zusammen und fragten mich nur gelegentlich nach meiner Meinung oder baten um einen Ratschlag. Adele, eine bildende Künstlerin, hockte vor

der Marmorablage am Fuß des Spiegels und richtete alles her: den Jeanshut mit der aufgestickten Stoffblume, den Aura auf unserer Reise nach Hongkong gekauft hatte; die grüne Umhängetasche, die sie an ihrem letzten Tag mit an den Strand genommen hatte, einschließlich des gesamten Inhalts, so wie sie ihn hinterlassen hatte, ihre Geldbörse, die Sonnenbrille und die beiden schmalen Bändchen, die sie gerade las (Bruno Schulz und Silvina Ocampo); eine Haarbürste mit langen Haarbüscheln zwischen den Borsten; die runde Pappschachtel mit den chinesischen Mikadostäbchen, die sie zwei Wochen vor ihrem Tod in einem Einkaufszentrum in der Nähe unserer Wohnung in Mexico City gekauft und mit zum T. G. I. Friday's gebracht hatte, wo wir Tequila getrunken und Mikado gespielt hatten; eine Ausgabe des *Boston Review*, in dem Anfang des Sommers ihr letzter englischer Artikel erschienen war; ihr geliebtes (und einziges) Paar Schuhe von Marc Jacobs; ihre kleine türkisfarbene Wasserflasche sowie andere Gegenstände, Souvenirs, Schmuckstücke, Fotos, Kerzen und – verwaist auf dem Boden am Fuß des Altars – ihre glänzenden schwarz-weißen Gummistiefel mit den knalligen, rosafarbenen Sohlen. Valentina stand vor dem Altar und sagte: «Ich weiß noch was! Wo ist Auras Hochzeitskleid?» Ich nahm das Kleid aus dem Schrank und holte die Trittleiter.

Es war genau das, worüber Aura und ich uns lustig gemacht hätten: ein folkloristischer mexikanischer Altar in der Wohnung einer Doktorandin als Demonstration kitschiger Identitätspolitik. Trotzdem fühlte es sich richtig an, und während des ganzen Jahres nach Auras Tod und darüber hinaus blieb das Hochzeitskleid dort hängen. Ich kaufte regelmäßig frische Blumen für die Vase auf dem Boden, zündete Kerzen an und kaufte neue, um die abgebrannten zu ersetzen.

Das Hochzeitskleid hatte eine mexikanische Modedesi-

gnerin aus der Smith Street entworfen. Wir hatten uns mit Zoila aus Mexicali angefreundet. In ihrem Laden sprachen wir über die authentische Taco-Bude, die wir eines Tages aufmachen würden, um den jungen Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen, wenn sie nachts betrunken und hungrig aus den Bars in der Smith Street strömten. Alle drei taten wir so, als meinten wir es ernst mit diesem vielversprechenden Projekt. Dann entdeckte Aura, dass Zoilas maßgeschneiderte Hochzeitskleider auf der Website von Daily Candy als preiswerte Alternative zu Vera Wangs Kreationen empfohlen wurden. Aura fuhr drei- oder viermal zur Anprobe in Zoilas Atelier, ein Loft im Zentrum von Brooklyn, und jedes Mal kam sie aufgeregter als zuvor zurück. Doch als sie das fertige Kleid abholte, war sie anfangs enttäuscht. Sie fand, es sei einfacher, als sie es sich vorgestellt hatte, und unterscheide sich nicht sonderlich von der Massenware, die Zoila in ihrem Geschäft für etwa ein Viertel des Preises verkaufte. Es war eine fast minimalistische Version von dem Kleid eines mexikanischen Mädchens vom Land, aus feiner weißer Baumwolle, mit schlichten Verzierungen aus Seide, Spitzen und Rüschen am unteren Rockteil.

Doch letztendlich gefiel ihr das Kleid doch. Vielleicht musste es nur in der passenden Umgebung getragen werden, in Atotonilco, diesem erzkatholischen Wallfahrtsort, in einer alten Missionarskirche, zwischen Kakteen, Gestrüpp und dem grünen oasenartigen Rasen einer restaurierten Hacienda, die wir für die Hochzeit gemietet hatten, unter dem leuchtenden Blau und weiter hinten der gelblich grauen Weite des mexikanischen Himmels samt den stürmischen Wolken, die darüberzogen. Vielleicht war das das Geniale an Zoilas Entwurf gewesen. So etwas wie ein gefriergetrocknetes Kleid, nach außen glatt wie Seidenpapier, das erst in der aufgela-

denen dünnen Luft der zentralmexikanischen Hochebene zu schimmerndem Leben erwachte. Das perfekte Kleid für eine mexikanische Hochzeit auf dem Land im August, auf jeden Fall ein Traum von einem Hochzeitskleid. Mittlerweile war es leicht vergilbt, und salziger Schweiß hatte die Träger verfärbt. Einer der Spitzenstreifen, die sich um den unteren Teil des Kleids zogen, bevor es sich weitete, hatte sich teilweise vom Stoff gelöst, ein Riss wie ein Einschussloch, und der Saum war schmutzig und zerrissen, nachdem sie ihn durch den Schlamm geschleift, daraufgetreten und getanzt hatte. Es war eine lange Nacht geworden, unser Hochzeitsfest hatte bis zum frühen Morgen gedauert. Aura hatte ihre Hochzeitschuhe ausgezogen und war in die Tanzschuhe geschlüpft, die wir in einem Hochzeitsladen in Mexico City gekauft hatten. Eine Mischung aus weißen Nonnenschuhen und den Disco-Platform-Sneakers aus den Siebzigern. Eine empfindliche Reliquie, dieses Kleid. Nachts, vor der trügerischen Tiefe des Spiegels und dem reflektierten Glanz der Kerzen und Lampen, umgeben von dem barocken Rahmen wie von einem goldenen Lichthof, sieht es beinahe so aus, als schwebte es.



Trotz des Altars, oder vielleicht gerade seinetwegen, kündigte unsere Putzfrau. Flor stammte aus Oaxaca, zog in Spanish Harlem drei Kinder auf und kam jede zweite Woche zum Putzen. Sie sagte, es mache sie zu traurig, in unserer Wohnung zu sein. Das eine Mal, als sie noch kam, sah ich, wie sie vor dem Altar kniete und betete, ich sah, wie sie Auras Fotos an die Lippen presste und mit ihren Küssen und Tränen verschmierte. Sie imitierte Auras garantiertes Lob für ihre Arbeit, ihre hohe, fröhliche Stimme: «Oh, Flor, du vollbringst wahre

Wunder!» «*Ay, señor*», sagte Flor. «Sie war so fröhlich, so voller Leben, so jung, so gut, und immer hat sie nach den Kindern gefragt.» Wie könne sie ihre Arbeit noch so machen, wie es Aura gefallen hatte, fragte sie mich flehend, wenn sie doch ständig weinen müsse? Und dann nähme sie ihre Trauer und ihre Tränen mit nach Hause zu ihren Kindern, erklärte sie später, als sie mich anrief; das sei nicht gut, *no señor*, sie könne nicht mehr kommen, es tue ihr leid, aber sie müsse kündigen. Ich machte mir nicht die Mühe, eine neue Putzhilfe zu suchen. Wahrscheinlich dachte ich, dass ich Flor leidtun würde und sie zurückkäme. Schließlich versuchte ich, sie anzurufen, doch es kam nur eine Ansage, der Anschluss sei nicht mehr in Betrieb. Monate nachdem sie gekündigt hatte, bereute sie ihren Entschluss. Sie rief an, unglaublich, und hinterließ ihre neue Telefonnummer auf dem Anrufbeantworter – offensichtlich war sie umgezogen. Doch als ich zurückrief, war es die falsche Nummer. Wahrscheinlich hatte ich sie falsch aufgeschrieben, denn ich bin leicht legasthenisch.

Als ich jetzt, fünfzehn Monate nach Auras Tod, erneut ohne sie nach Hause kam – dieses Mal erwartete mich niemand am Flughafen –, fand ich die Wohnung genauso vor, wie ich sie im Juli verlassen hatte. Das Bett war nicht gemacht. Als Erstes öffnete ich sämtliche Fenster und ließ die kalte feuchte Oktoberluft herein.

Auras MacBook stand wie immer auf ihrem Schreibtisch. Ich würde da weitermachen, wo ich aufgehört hatte, und versuchen, die Bruchstücke ihrer Geschichten, ihrer Essays und Gedichte zusammenzufügen, mir ihren gerade begonnenen Roman, die unfertigen Notizen und die unzähligen Fragmente vornehmen, die sie auf ihre chaotische, zerstreute Art, Dateien und Dokumente zu speichern, in ihrem Computer

hinterlassen hatte. Ich glaubte, ich wäre so weit, mich in diese Aufgabe stürzen zu können.

Im Schlafzimmer lagen um die Vase vor dem Altar alte tote Rosenblüten, dunkler als Blut, aber die Vase war leer. Auras Pflanzen in der Küche lebten noch, obwohl sie mehr als drei Monate kein Wasser bekommen hatten. Ich steckte den Finger in die Erde eines Topfes, sie war feucht.

Dann fiel mir ein, dass ich den Nachbarn über uns einen Schlüssel gegeben und sie gebeten hatte, die Pflanzen zu gießen. Ich hatte vorgehabt, zu Auras Todestag nach Mexiko zu fliegen und höchstens einen Monat zu bleiben, daraus waren jedoch drei geworden, und sie hatten sich die ganze Zeit um die Wohnung gekümmert, die alten Rosen, die wahrscheinlich verwelkt waren und zu stinken begannen, entsorgt, meine Post in einer Einkaufstasche gesammelt und diese neben die Couch gestellt, gleich hinter der Wohnungstür.